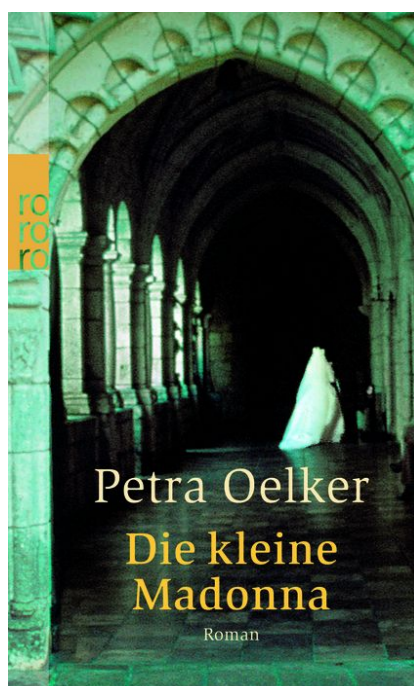


Leseprobe aus:

Petra Oelker

Die kleine Madonna



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

PROLOG

1852

ALS DIE KÄLTE DER ALTEN STEINE IHREN wollnen Umhang durchdrang, löste sie sich aus der Mauernische, trat ans Fenster und sah hinaus in die Nacht. Immer noch lag der Hof verlassen; der Holzschuppen und das alte Backhaus standen unter den noch kahlen Eichen, bizarr gemustert von den Schatten des knorrigen Geästs der Kronen. Bei der Weißdornhecke, die den Hof notdürftig vor dem Wind aus der Heide schützte, schien sich etwas zu bewegen. Der Fuchs, dachte sie und freute sich, ihn noch einmal zu sehen. Aber wenn er es wirklich war, wagte er sich in dieser Nacht nicht auf den Hof. Vielleicht spürte das Tier näher kommende Schritte. Sie tastete nach der Uhr, die rundlich und schwer wie ein Ei aus Stein in ihrer Rocktasche lag. Doch es war überflüssig, auf den Stand der Zeiger zu sehen. Er würde die verabredete Zeit nicht versäumen.

Und wenn er nicht kam? Wenn er aus ihrem gemeinsamen Traum aufgewacht war und sein Versprechen bereute? Hatte er überhaupt etwas versprochen? War es schon ein Versprechen, wenn man einen Plan machte?

Er würde kommen. Und sie würden schnell genug sein.

Der Mond stand hoch am tiefschwarzen, von Sternen kalt glitzernden Himmel, er war nur eine Sichel, doch sein schwaches Licht gab ihr Zuversicht. Sie hatte ihn immer gemocht, den Mond. Als sie noch zu Hause lebte, hatte sie sich manchmal, sobald alle schliefen, in den Garten geschlichen, die Pelzdecke um die Schultern, und die Geborgen-

heit des Dunkels gefühlt und zugleich eine befremdliche Sehnsucht nach jener Freiheit, die in der Unendlichkeit unter dem Himmel lag. Weil sich niemand gefunden hatte, ihr die Karten des Sternenatlases zu erläutern, hatte sie den Sternbildern eigene Namen gegeben, damit sie mehr waren als ein fernes Geglitzter, mit dem sich nicht sprechen ließ. So gab es an ihrem Himmel Sternbilder mit den Namen Ruth, Jonas oder David. Eines nannte sie Kain, obwohl sie nicht sicher war, ob das ein guter, ein passender Name war.

Sie hätte gerne das Fenster gegenüber der Nische geöffnet und die frische Nachtluft geatmet, doch es war so alt, dass es noch keinen Riegel hatte. Und in diesem Flur, unbewohnt und kaum betreten, lohnte es kaum, ein neues einzubauen. Wie viele Stunden hatte sie in den letzten zwei Jahren hier verbracht? Sie begann zu rechnen, das ließ die Zeit schneller vergehen. An fast jedem Tag hatte sie die kleine Madonna in ihrer staubigen Verbannung besucht; noch nicht während ihres ersten Klosterjahres, sie hatte den Gang und seinen Schatz erst später entdeckt. Ostern, ja, es war kurz vor Ostern gewesen, zu Beginn des zweiten Jahres. Das wusste sie genau.

Nun würde wieder bald Ostern sein, das Fest, das sie am meisten liebte. Die Äbtissin hatte zufrieden genickt, als sie es erzählte, damals, bald nach ihrer Ankunft während ihrer ersten Ostertage an diesem Ort; und sie war klug genug gewesen, nicht darauf hinzuweisen, dass der Grund ihrer Vorliebe weniger die Heiligkeit dieser Tage und Nächte war als viel mehr das Ende des Winters, die Gewissheit, dass Gras und Bäume wieder grünten, die Wiesen blühten und der Himmel hoch wurde. Dass der Gesang der Vögel ...

Sie lachte leise. An *diesen* Ostertagen würde sie dem Gras und den Bäumen, dem weiten Himmel so nah sein wie nie zuvor. Und sie würde glücklich sein wie nie zuvor.

Sie ließ die Fingerspitzen prüfend über ihre Wangen gleiten, ertastete jede Vertiefung, berührte flüchtig die Stirn, verharrte einen Augenblick bei der hässlichsten Narbe am Kinn. Sie sollte dankbar sein, dass die Gebete ihrer Eltern und Schwestern erhört worden waren, die meisten starben doch an den Blattern. Und an die Narben, so hatten sie versichert, werde sie sich gewöhnen, mit der gebotenen christlichen Demut. Niemals, hatte sie gedacht, die Augen fest geschlossen und sich trotzig gewünscht, alles sei wieder wie früher, bevor sich die Blattern durch ihre Haut fraßen.

Du bist immer noch schön, auch das hatte sie oft gehört; doch die hastige Lüge konnte weder trösten, noch half sie ihr, den nötigen Dank zu empfinden. Sie war nur voller Zorn gewesen.

Nun war alles anders. Seit seine Hände über ihr Gesicht geglitten waren, seit er sie mit diesen Augen angesehen hatte, war es, als seien die Narben endlich verschwunden. Das waren sie nicht, natürlich nicht, Ulrica war mit ihren sechzehn Jahren kein dummes Kind mehr, das so einfach an Wunder glaubte. Besonders nicht, wenn es um törichte Anlässe wie Eitelkeit ging. Doch jetzt hatten sie keine Bedeutung mehr, nur darauf kam es an.

Sie sah die kleine Madonna an, die, von einem schmalen Streifen Mondlicht sanft beschienen, auf ihrem Sockel saß und mit dem ewig jungen Gesicht lächelte. Die Gebete ihrer Familie mochten Ulricas Leben, ihren Körper gerettet haben; ihre Seele jedoch, die Rückkehr der Freude und der Zuversicht und das Gefühl, wieder lebendig zu sein und eine Zukunft zu haben, verdankte sie einzig der kleinen Madonna. Das wusste sie so sicher, wie sie von der Richtigkeit ihrer Entscheidung überzeugt war.

Ihr Platz im Kloster war eine große Ehre für ihre Familie. Und eine große Erleichterung. Die meisten der adeligen und

der Patrizierfamilien – davon gab es viele – hofften, dass der Landesherr eine ihrer Töchter mit diesem Privileg bedachte. Als Mitglied eines Konvents wären sie nicht nur bis an ihr Lebensende versorgt, sondern waren in der Gesellschaft sogar den verheirateten Frauen gleichgestellt. Manche, so hieß es, zogen das von dem Wohlwollen eines Mannes unabhängige Leben einer Konventualin sogar der Ehe vor.

Darüber hatte Ulrica nicht nachgedacht, als sie ihr gesagt hatten, sie werde im Kloster leben. Sie hatte nur gewusst, dass sie nicht fort wollte, nicht allein sein mit lauter fremden Damen in diesem alten Gemäuer einige Tagesreisen weit von ihrer Stadt, von allen, die sie kannte und liebte. Selbst als sie versichert hatten, ihr Hanne mitzugeben, ihre vertraute Jungfer, dazu den kleinen Wagen und ein Pferd, Möbel, Geschirr, Wäsche, alles, was sie für einen bescheidenen, doch würdigen Hausstand brauchte, konnte sie in ihrer neuen Bestimmung nichts als eine Verbannung sehen.

Sie schickten sie fort in diese öde Heide, die selbst im Sommer nur aus Sand, Gestrüpp und Einsamkeit bestand. Sie wollten sie nicht mehr in ihrem Haus haben, sie nicht mehr anschauen und nicht mehr verstecken müssen, wenn Gäste kamen. Besonders wenn junge Herren darunter waren. Es machte genug Mühe, für drei Töchter passende Ehemänner zu finden, Männer von passendem Stand, die sich zudem mit einer bescheidenen Mitgift zufrieden gaben. Die Gegenwart einer vierten Schwester mit dem Gesicht voller Narben, für die sich keinesfalls ein Ehemann finden würde, bedeutete einen dunklen Schatten auf den Hoffnungen ihrer Schwestern. Schlimmer noch: Die Bewerber mussten befürchten, eines Tages eine unnütze Schwägerin aufnehmen und versorgen zu müssen.

Ulrica schlang die Arme fest um ihren dünnen Körper und schmiegte sich tiefer in ihren schwarzen Umhang. Sie

fror und fragte sich, wie die kleine Madonna das ausgehalten hatte, während sich die Jahrzehnte zu Jahrhunderten fügten. Die Kälte und die Einsamkeit. Früher, als im Kloster noch die katholischen Zisterzienserinnen lebten, hatte die Madonna einen Ehrenplatz in der Kirche gehabt. Nun stand sie schon lange in der muffigen Nische in diesem verlassenem Gang. Die Statue war ihr so vertraut und lieb, manchmal vergaß sie, dass sie eigentlich nur ein Stück Holz mit abblätternden Farben war. Die Goldverbrämung ihres azurblauen Mantels war kaum noch zu erkennen, auch von seiner Farbe fehlte das meiste. Ihre rechte Hand war leer, wo die linke gewesen war, ragte nur mehr der Stumpf des Armes unter ihrem Umhang hervor.

Die Zeitläufte hatten viele Narben auf der kleinen Madonna hinterlassen, aber ihr Lächeln nicht zerstören können. Vielleicht hatte sie sie deshalb gleich geliebt, vom ersten Moment an, seit sie diesen Gang und diese Nische gefunden hatte. Die kleine Madonna hatte sie gerettet, nun war es an ihr, zu helfen.

Ein Kiesel schlug gegen die Scheibe, sie blickte in den Hof hinunter und sah niemanden. Aber sie wusste, dass er da war, im Schatten der Mauer, gleich neben der schmalen Tür zum Hof. So wie er es versprochen hatte. Rasch zog sie ihren Mantel von den Schultern, schlang ihn um die Madonna und hob sie von ihrem Sockel. Sie war schwer, viel schwerer, als sie gedacht hatte, und es war auch nicht leicht, mit dieser Last leise Schritte zu machen und die enge, dunkle Treppe hinunterzueilen. Doch just als Ulrica glaubte, die Madonna werde ihr entgleiten, wurde sie leicht, der Mantel rutschte und gab das lächelnde Gesicht frei. Es leuchtete in der Dunkelheit. Da öffnete sich vor ihr schon die Tür zum Hof, und Ulrica trat, die kleine Madonna fest in den Armen, hinaus in die Nacht.

KAPITEL 1

DAS HAUS DER EISNERS IN DER ROSEN-
straße war eine kleine Stadtvilla aus jener Zeit, als zu einem
honorigen Haus ein Erker, ein der Straße zugewandter
Schmuckgiebel und ein von Glyzinien überwuchertes
Spitzdach über der Vordertür gehörten. Selbst in dem an
gepflegten Häusern reichen Blumenviertel galt es als be-
sonders schön. Da die fast zwei Meter hohe, altersstruppige
Lebensbaumhecke vor einigen Jahren gerodet und durch
ein Reihe zierlicher Hainbuchen ersetzt worden war, konn-
te das nun auch jeder sehen, der die Rosenstraße passierte.
Auch die vorderen Fenster waren erneuert und auf eine
Weise vergrößert worden, die den so charmanten wie wür-
digen Stil des Hauses unbeeinträchtigt ließ.

Vor dem Haus beschattete eine Blutbuche den Garten,
der sich selbst in diesen letzten Märztagen, da die Gärten
doch noch ein wenig gerupft und unfertig aussehen, makel-
los zeigte. Kurz und gut, wer fremd in Möldeburg war
und sich in diese Straße verirrt, blieb unweigerlich stehen,
betrachtete die großen, jedoch nicht zu großen Fenster,
nahm dahinter die Schemen einer geschmackvoll und teuer
eingerrichteten, bis zur hinteren Terrasse reichenden Zim-
merflucht wahr und mochte einen Anflug von Neid fühlen:
In einem solchen Haus konnte eine Familie glücklich sein.

An diesem Tag bestand das Glück vor allem darin, dass
die Fenster gut schlossen. Auch die der Küche.

«Nein», schrie Jessi, «auf gar keinen Fall. Auf gar! kei-

nen!» Zornig schubste sie den blassblauen Pullover von der Stuhllehne und verschränkte die Arme vor der Brust. «So was zieh ich nicht an. Das weißt du ganz genau. Wenn die Klostertante meine Klamotten nicht mag, ist das ihr Problem. Himmelblau! Warum nicht schweinchenrosa?»

Ina Eisners Gesicht versteinerte. Sie hob den Pullover auf, legte ihn akkurat zusammen und schob ihn zurück in die Tüte.

«Die Farbe würde dir ausgezeichnet stehen», sagte sie, während sie ein imaginäres Stäubchen vom Ärmel ihrer rosafarbenen Bluse schnippte. «Im Übrigen höre ich gut, du brauchst also nicht zu schreien. Wenn du glaubst, diese schäbige Lederjacke würde der ...»

«Wirklich, Jessi», unterbrach Roland Eisner seine Frau hastig. Einer Diskussion um die fatale Jacke war er heute nicht gewachsen. «Der Pulli ist bildschön, und es ist doch richtig nett von Ina, dass sie sich die Mühe gemacht hat. Gerade heute Morgen, wo samstags so viel im Haus zu tun ist. Sie ist extra für dich in die Stadt gefahren.»

«Ich hab nicht drum gebeten», patzte Jessi, nur um eine Nuance leiser. «Es wär total verlogen, wenn ich so was anziehe, nur weil ich mit 'ner Äbtissin spreche. Die hat bestimmt was gegen Lügen. Anders als andere Leute.»

«Sicher hat sie das.» Ina Eisner überhörte den Nachsatz und strich sanft über die elegante Einkaufstüte. «Hier geht es nicht um Lügen, Jessica, sondern um den richtigen Weg zum Ziel. *Du* willst deine Strafe im Kloster abarbeiten, weiß der Himmel, warum. Ich glaube nicht, dass es der sehnlichste Herzenswunsch einer Äbtissin ist, eine vom Jugendgericht verurteilte Schülerin zu beschäftigen. Also wäre es nur klug, wenn du dir ein bisschen Mühe gäbst. Du bestehst doch immer darauf, wie eine Erwachsene behandelt zu werden. Warum benimmst du dich dann nicht so?»

Klosterdamen legen Wert auf gute Manieren, dazu gehört auch die entsprechende Kleidung. Zumindest ein netter, sauberer Pullover wäre ...»

«Das ist doch nur wieder dein Marketing-Scheiß. Und woher willst du das überhaupt wissen? Du kennst die doch gar nicht. Warum glaubst du immer, dass alle so spießig sind wie du?»

«Jetzt reicht es, Jessi.» Roland Eisner schob energisch seinen Stuhl zurück und stand auf. Für einen Moment schwankte die Küche vor seinen Augen. Sein Blick klammerte sich an dem billig gerahmten Bild von den Kitzbüheler Bergen fest, der einzige Stilbruch, den Ina in der ganz in Rot, Grau und Edelstahl gehaltenen Küche erlaubt hatte; ein Beweis ihrer zahlreichen Versuche, das Kind ihres Mannes zu erobern.

Es waren glückliche Sommerferien gewesen, damals, das Ende einer schweren Zeit. Jedenfalls hatte er das gedacht. Ein halbes Jahr später war Marion verschwunden. Ohne ihn. Und ohne Jessi. «Warum glaubst du immer, dass alle so spießig sind wie du.» Genau das hatte sie auch gesagt, nicht so laut wie Jessi, geschrien hatte sie nie; trotzdem hatten ihre Worte in seinen Ohren wie Peitschenhiebe geklungen.

Er sah seine Tochter in dieser alten Lederjacke, die sie vor ein paar Monaten auf dem Dachboden gefunden hatte, und fühlte wieder diese kalte Steife in seinem Nacken wie einen Krampf. Warum nur war er nicht in der Lage gewesen, die Jacke wegzuwerfen, in den Müll, wie alles andere, was Marion gehört hatte. Und warum war Ina so dumm gewesen zu behaupten, es sei ihre? Sie passte ihr nicht mal. Marion war genauso zierlich gewesen wie Jessi, und die hatte gleich gewusst, wem die Jacke einmal gehört hatte. Schon wegen der Photos. Diese verdammte Jacke. Für Ina musste sie Tag für Tag wie ein Schlag ins Gesicht sein. Er

hatte sich so viel Mühe gegeben und doch alles falsch gemacht.

«Das reicht jetzt, Fräulein», wiederholte er, und diesmal war seine Stimme fast so laut wie die seiner Tochter. «Ina rackert sich für dich ab, und du benimmst dich wie eine aus der Russensiedlung. Damit ist jetzt Schluss ...»

«Und du bist ein Rassist», brüllte Jessi zurück, die zwar die Statur ihrer Mutter, nicht aber Marions sanfte Stimme geerbt hatte.

«O nein! Nicht wieder diese Arie. Jeder, der nicht deiner Meinung ist, ist gleich ein Rassist, ein Faschist, ein Ich-weiß-nicht-was. Du musst noch verdammt viel lernen, Fräulein Neunmalklug, so einfach ist die Welt nämlich nicht. Geh doch zu deiner Klostertante, wie du willst. Du wirst sehen, was du davon hast. Und, verdammt», schrie er seiner Türen schlagend davonrennenden Tochter nach, «wasch dir wenigstens die Hände!»

Die plötzliche Stille dröhnte lauter als die Worte zuvor. Ina stand immer noch kerzengrade neben dem Tisch, strich immer noch über die Tüte mit dem teuren Pullover, und es kostete ihn alle Selbstbeherrschung, nicht auch einfach davonzulaufen. Oder Inas gerade Schultern zu fassen und zu schütteln, bis sie die Fassung verlor, einmal nur, einmal wollte er erleben, dass sie etwas Unvernünftiges tat. So wie Marion, schoss es ihm durch den Kopf, und wieder spürte er diesen Schwindel. Warum dachte er in den letzten Wochen so oft an seine erste Frau? Öfter als während all der Jahre seit ihrem Verschwinden. Nein, das stimmte nicht, im ersten Jahr hatte er ständig an sie gedacht, doch dann, als Ina zu ihm und Jessi zog, als sie bald darauf heirateten, hatte er es geschafft, nur noch selten und immer seltener an sie zu denken. Es lag an der Lederjacke. Jessi sah ihrer Mutter darin noch ähnlicher als sonst, manchmal so

sehr, dass es schmerzte. Und ihn bis in seine Träume verfolgte.

«Es tut mir Leid», murmelte er und steckte die Fäuste tief in seine Jackentaschen.

Ina nickte. «Die Pubertät», sagte sie. «Man muss das nicht so ernst nehmen. Sie sind alle so in diesem Alter.»

«Du etwa auch?», fragte er und sah gleich, dass sein bemühter Scherz das falsche Mittel zur Wiederherstellung des Wochenendfriedens war.

Sie lächelte, ohne ihn anzusehen, und legte die Tüte in den Einkaufskorb zurück. «Ein bisschen verschieden sind die Menschen wohl doch. Deckst du bitte den Tisch, Roland? Wir können gleich essen.»

«Essen. Ach, Ina, es tut mir Leid, ich müsste längst weg sein. Ich bin nur noch hier, weil Max mich heute abholt, er will sich unser Training ansehen.» Er reckte demonstrativ den Arm und warf einen sorgenvollen Blick auf seine Uhr. «Er ist schon zehn Minuten zu spät.»

«Er kann mit uns essen. Es geht ganz schnell, die Suppe ist heiß. Max mit seiner ewigen Junggesellenwirtschaft, sicher hat er noch nichts Vernünftiges in den Bauch bekommen.»

«Sicher nicht. Aber ich darf die Jungs nicht warten lassen. Die müssen Disziplin lernen, sonst können sie nicht gewinnen. Gutes Vorbild ist alles, das sagst du selbst immer. Sei nicht böse, Liebes, du weißt doch, dass wir heute das Sondertraining haben.»

«Natürlich. Das Training. Ich habe nur nicht auf die Uhr geachtet.» Um nichts in der Welt hätte Ina Eisner zugegeben, dass sie dieses verdammte Sondertraining, die ganze verdammte Hockeyjugendmannschaft vergessen hatte.

Von der Straße hupte es dreimal kurz, einmal lang. Es klang übermütig. Roland hatte sich immer eine Familie ge-

wünscht. In den letzten Jahren jedoch beneidete er Max, seinen Freund und Kompagnon im Architektenbüro Eisner & Kleve, immer öfter um dessen «langweiliges Single-Leben», wie der es selbst gerne nannte, wenn er wieder einmal von den Eisner'schen Turbulenzen hörte. Weniger wegen der Freundinnen, die ab und zu in Max' Leben auftauchten, auch nicht wegen der spontanen Kurzurlaube oder der Ungebundenheit, sondern einzig wegen der Ruhe, der äußeren wie der inneren. Wer allein lebte, mochte vieles versäumen und manches entbehren – aber er konnte auch nicht so viel falsch machen.

Max war ein Mann von wenig mehr als mittlerer Größe und einer geschäftigen Fröhlichkeit, die sanftere Gemüter leicht ermüdet. Er brachte einen Schwall frischer Luft mit in die Küche, rief: «Hallo, ihr Lieben», küsste Ina auf beide Wangen und boxte Roland gegen die Brust. «Heizt ihr die Straße? Die Haustür steht sperrangelweit offen.»

«Nein», sagte Ina, «Jessi hat sich nur eilig verabschiedet. Es hörte sich allerdings an, als sei keine einzige Tür auf ihrem Weg aus dem Haus offen geblieben.»

Max lachte. «Jessi hat Temperament, was? Tut mir Leid, dass ich so spät komme, Roland, ich musste Irene noch ein paar Kübel für ihre Terrasse besorgen, Pflanzzeit, das weißt du ja, bleischwere Dinge aus feinstem italienischen Terrakotta. Die Entscheidung für rund oder eckig fiel schwer, deshalb hat es ein bisschen länger gedauert. Aber ich konnte sie die schweren Dinger wirklich nicht selbst tragen lassen, oder? Geht's jetzt los?»

«Klar», sagte Roland, gab seiner Frau einen flüchtigen Kuss und schob seinen Freund aus der Küche.

Ina hörte ihren Mann im Flur lachen, es klang befreit, fand sie, hörte die Haustür ins Schloss fallen und erinnerte sich daran, dass ihr am vergangenen Samstag niemand ge-

holfen hatte, die Stiefmütterchen und Aurikel vom Auto in den Hof zu schleppen, drei volle Steigen, die auch nicht leicht gewesen waren.

Müde starrte sie in den hinteren Garten hinaus. Schon wieder hatte der Wind eine ganze Fuhre Laub von dem ungepflegten Nachbargrundstück durch die Tannenhecke auf ihren Rasen geweht. Sie würde es liegen lassen, wenigstens bis morgen. Vielleicht überzeugte das Roland endlich, dass sie einen dichten Zaun brauchten. Der kleine alte Mann hinter der Hecke würde kaum ordentlicher werden.

Sosehr sie sich auf das ärgerliche Laub zu konzentrieren versuchte, sosehr sie sich bemühte, *nicht* darüber nachzudenken, ob sie sich damals, als sie Roland heiratete, richtig entschieden hatte – immer wieder schob sich Jessicas Gesicht, ihre zornig-verächtliche Miene in den Vordergrund. Sie wollte kein schlechtes Gewissen haben. Jessis Spleen, im Kloster arbeiten zu wollen, beunruhigte sie, um es milde auszudrücken. Sie würde sich dort kaum besser betragen als zu Hause; allein ihr Anblick musste die Damen schockieren. Es wäre ein schlechter Witz, wenn ausgerechnet ihre Stieftochter den Vertrag mit dem Kloster verhinderte. Einfach nur durch ihr schlechtes Benehmen. Die Sache mit dem Kloster-Likör war ihre Idee gewesen und hatte ihr großes Lob eingebracht, sie musste ein Erfolg werden. Es war klug gewesen, Jessi nichts davon zu erzählen. In diesem wirren Kindergemüt wäre das womöglich reinster Sprengstoff.

Sie presste die kalten Fingerspitzen an die klopfenden Schläfen, nur einen Moment lang, dann straffte sie die Schultern. Sie war Marketingleiterin der Firma Gröhne, eines Brennerei-Betriebes, der seine Produkte in die halbe Welt exportierte, seit einem Jahr hatte sie Prokura, sie war auf dem direkten Weg zum Ziel. Dass ihr wohl geordnetes Leben an einem störrischen Teenager mit chronisch

schmutzigen Händen und der öden Hockey-Leidenschaft ihres Ehemannes zerbrach, würde sie nicht erlauben.

Mit entschlossenen Schritten stieg sie die Treppe zum Bügelzimmer im Souterrain hinab, die Blusen überließ sie nie der Haushaltshilfe. Frau Jung war tüchtig und zuverlässig, aber die Blusen ... Vielleicht, wenn sie Jessi die neue weiße frisch gebügelt ins Zimmer hängte, würde sie sie doch anziehen. Unter der Lederjacke zwar, aber es wäre immerhin ein Anfang.

In dem kleinen Haus, nicht weit hinter der Tannenhecke, legte Hans Jolnow den Hörer auf, bedächtig und akkurat, als lege er das letzte Teil auf ein Kartenhaus, dann rieb er in einem plötzlichen Anflug glücklicher Erregung die Hände aneinander und löste die Spannung mit einem heftigen Pfiff. Er betrachtete das schmutzig graue Plastik, klopfte mit der Spitze seines Zeigefingers dagegen und dachte, dass es nun bald so weit sei: ein moderner Apparat, auch wenn er nicht viel telefonierte. Zuerst kam der muffige Teppichboden dran. Raus, raus, raus damit. Dafür schönes Parkett, am besten Kirsche. Die Spitzengardinen – raus. Das Bad mit seinen rostfleckigen grünen Fliesen – raus.

Er könnte das Haus mit seinen winzigen Räumen auch verkaufen und sich ein anderes suchen. Zum Beispiel im Blumenviertel. Das grenzte direkt an die Apfelwiesensiedlung, dennoch war es eine ganz andere Welt.

Aber er lebte gern in der Apfelwiesensiedlung. In deren Gärten, so auch in seinem, gab es zwischen den Gemüsebeeten noch eine ganze Menge der alten Bäume von den verschwundenen Wiesen, die der Siedlung ihren Namen gegeben hatten. Blühende Apfelbäume – dagegen waren die steifen Rhododendren in den Blumenviertel-Gärten gar nichts. Und die Nachbarn waren nett, alte Leute zumeist